

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gesele.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Rachdruck aller Rechte vorbehalten.

Nummer 30

Sonntag, den 18. Juni 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 18. Juni: Elisabeth von Schönau. **Montag, 19. Juni:** Gervastus.
Dienstag, 20. Juni: Silvester. **Mittwoch, 21. Juni:** Kloyfius. **Donners-
tag, 22. Juni:** Fronleichnam. **Freitag, 23. Juni:** Edeltrud. **Samstag,
24. Juni:** Johannes der Täufer.

Dreifaltigkeitssonntag

Evangelium des hl. Matthäus 28, 18—20.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.

*

Noch leuchten die Flammenzungen des Pfingstfestes. Acht Tage lang können wir uns an ihrem Feuer wärmen. Acht Tage lang pocht der Heilige Geist an der Tür unseres Herzens und begehrt Einlaß. Gnade über dich, wenn du acht hast auf die Stimme und ihm dein Herz öffnest. Denn groß ist der Lohn, den der Heilige Geist bei seinem Einzug mitbringt. Schon am Pfingstmontag in der Vesper wird dieser Lohn angelündigt. Dort legt die Kirche dem Heiligen Geist die Worte Jesu in den Mund: „Wenn mich jemand liebt, so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“

Der Lohn besteht also darin, daß Gott Vater ihn liebt, d. h. in diesem Fall, mit einer besonderen Liebe liebt, da ja Gott uns ohnehin schon liebt. Der weitere Lohn ist darin zu suchen, daß die heiligste Dreifaltigkeit Wohnung bei ihm nimmt. Zehn Tage nach der Verabschiedung des Heiligen Geistes weist die Kirche in einem eigenartigen Feste auf den Segen und das Glück dieser Gottwohnung unter den Menschen hin. Das ist das hochheilige Fronleichnamsfest. In hochfeierlicher Prozession zieht der Gottmensch Jesus Christus an den Wohnungen der Menschenkinder vorbei und segnet ihre Häuser, ihre Felder, ihr Besitztum und alle ihre irdischen Nöten und Sorgen. Jesus tritt hier gleichsam heraus aus der Enge der Kirchen, er möchte so nahe wie möglich seinen Kindern sein, damit diese ganz vertraut mit ihm werden und ganz familiär mit ihm verkehren können.

Begleiten wir unseren Heiland auf seinem Erlösergang am Fronleichnamstage. Er ist derselbe Heiland wie damals, als er durch die Dörfer und Städte des heiligen Landes zog und „Wohlthaten spendend umherging“. Duftende Maien, Blumen und Kränze säumen die Wege ein, die der Erlöser geht. Das Schönste und Kostbarste an Schmuck und Bier haben die Leute aufgeboten, um ihren König und Herrn zu ehren. Mehr noch als die äußere Ehre freut den Gottkönig die Liebe und Zuneigung, die die Menschen ihm entgegenbringen.

Gleich rechts bei den ersten Häusern kniet in der Türnische ein kleines Kind in weißem Kleidchen und gelocktem Haar. Vinter ihm sitzt im Lehnstuhl seine Mutter. Sie ist krank. Schon seit Monaten kann sie nicht mehr zur Kirche gehen. Sie weiß nicht, was es für eine Krankheit ist. Sie ist noch nie krank gewesen und kennt nichts von Lunge, Herz, Nerven und den anderen Sachen, die die Ärzte so oft im Munde führen. Wenn sie ihren Arzt gefragt hat, was wohl bei ihr fehle, hat er immer eine Antwort gefaßt, aus der sie nicht recht klar wurde. Sie ist eine Verlorene, die unser Herrgott gezeichnet hat als reis für den Heimgang, so wie der Förster den Baum im Walde zeichnet, wenn er meint, er sei reis zum Fällen. Und nun kniet sie am Wege, wie einst der Blinde in Palästina, und aus der innersten Tiefe sendet sie einen flehenden Blick zum Erlöser hin: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Wenigstens um dieses Kindes willen! So betet sie. Keine Offenbarung dringt in ihr Herz. Aber sie ist fernerhin gefasster, ruhiger, schaut klar und deutlich in die Zukunft, weiß, woher und warum das große Leid über sie gekommen ist und erwartet in Glauben und Hoffnung alles, was noch der Herr über sie kommen läßt. Die Fronleichnamsgnade hat sie erreicht und der Erlöser „ging Wohlthaten spendend an ihr vorüber“.

Die Prozession macht Halt. Der Priester stellt die Monfranz auf den Altar, den der Anlieger schon seit Großvaters Zeiten dort errichtet und geziert hat. Vor Jahren machte ein Nachbar ihm das Anerbieten, er wolle statt seiner fernerhin den

Fronleichnamstaltar herrichten. Mit Entrüstung wies er das Angebot ab. Was seine Eltern und Voreltern für ihre Pflicht gehalten und getan hätten, das tue auch er. Ob wohl Jesus eine solche Gesinnung unbelohnt läßt? Er wird sie ebenso wenig unbelohnt lassen, wie die Tat des Zacharias, als dieser den Herrn in sein Haus aufnahm und ihn bewirtete. „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren“, sagte zu ihm der Heiland. Und auch dem Erbauer des Fronleichnamsaltars, so er es aus Ehrfurcht vor dem Hochwürdigsten Gut getan hat, wird diese Tat reiche Früchte eintragen, und der Herr wird sein Haus segnen, so wie er das Haus des Obededom gesegnet hat, als die Bundeslade drei Monate in seinem Hause stand.

Weiter geht der eucharistische Gott auf seinem Gange unter die Menschen. Wie, ein Haus, das nicht geziert ist und keinerlei Anzeichen aufweist, daß der Besitzer zur Kirche gehört? Ach, ein schweres Verhängnis liegt auf dem Hause. Der einzige Sohn, kaum der ersten Jugend entwachsen, ist vor Monaten einem Unglück zum Opfer gefallen. Als ihn in seinem ersten Lebensjahre eine tödliche Kinderkrankheit befiel, da hat die Mutter ihn dem Tode abgerungen. Der Doktor, retten Sie unser Kind, so schrie sie damals, es ist unser einziger, wir bekommen keins mehr. Der Arzt, die Mutter, alle taten, was in ihren Kräften stand, und das Kind genas. Und nun hat der Tod doch seine Beute geholt, die man ihm damals vorenthielt. Jetzt zürnen Vater und Mutter dem Herrn über Leben und Tod, dem obersten Eigentümer und Machthaber, daß er ihre Hoffnungen jählings zerstört und ihr Lebensglück vernichtet habe. Deshalb ihre Teilnahmslosigkeit, ihr Groll gegen Gott. Wie auch Freunde und Nachbarn ihnen zu redeten und auf das Wort Jobs hinwiesen „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen“, es war alles umsonst gesprochen. Trotzige Auflehnung gegen die Vorsehung beherrscht immer noch ihr Herz und hält es verschlossen gegen die Sonne der Liebe, die doch stets vom Himmel scheint. Ob auch sie Jesus von der Monfranz aus segnen wird? Ja, er segnet auch sie, auf daß sie zur Einsicht gelangen, wie schwer sündhaft es ist, sich gegen die Weisheit und Vorsehung Gottes aufzulehnen, und wie beglückend, in allem die gütige Hand dessen zu sehen, der nimmt, um hundertfach zu geben, der schlägt, weil er wie der Arzt handelt, der bittere Arznei verordnet, damit die Gesundheit wiederkehre.

Ein Lazarett! Nur ein kleines, für etwa vierzig Verwundete. Mehr kann das Haus der barmherzigen Schwestern nicht beherbergen. Aber wie die katholischen Verwundeten im Vereine mit den Schwestern ihr Heim geschmückt haben, ist aller Anerkennung wert, und mit Wohlgefallen ruhen die Augen der Vorübergehenden auf dem Hierauf, den die Feldgrauen im Bortal des Hauses errichtet haben. Sie tun es ja zu Ehren desselben Gottes, der im Donner der Schlacht ihnen nahe war, daß sie hochten wie Helden und mit Ehre und Ruhm bedeckt das Schlachtfeld verließen. Und wenn die Wunden, die sie aus dem Kampfe mit heimbrachten, die lebendige Denkmäler ihrer Tapferkeit, verheilt sind, dann ziehen sie mit Gott und für ihren König aufs neue hinaus, um das Vaterland, den heimatlichen Boden gegen den Feind zu verteidigen, und um, wenn sein muß und Gott das Opfer von ihnen verlangt, zu bluten und zu sterben. In der Nähe des Hauses haben sich die Verwundeten aufgestellt, die nicht unseres Glaubens sind, vielleicht noch nie Zeugen dieses uralten katholischen Glaubensbekenntnisses an die Gegenwart Gottes im eucharistischen Sakramente gewesen sind. Sie verstehen nicht ganz, um was es sich in diesem katholischen Geheimnisse handelt. Aber in ihre Seele zieht doch ein Ahnen von etwas Hohem, Geweihtem, Geheimnisvollem, und auch über sie neigt sich Jesus im heiligsten Sakramente und erbarmt sich ihrer Sorgen und Gedanken, darum, daß sie in echt christlicher, vaterländischer Gesinnung hinausgezogen und Blut und Leben für eine heilige Sache gewagt haben.

Beim Anblicke der in Ehrfurcht dastehenden Krieger beginnt eine Frau in der Prozession leise zu schluchzen. Die Erinnerung wird in ihr wach. Die Erinnerung an den Tapferen, mit dem sie durch ein heiliges Sakrament auf Leben und Sterben verbunden gewesen und der nun schon seit Jahresfrist in Polen auf einem schon hergerichteten Kriegerfriedhof den ewigen Schlaf schläft, um dereinst in verklärtem, unverwundbarem Leibe schön und herrlich aufzuerstehen zu neuem, ewigem, unvergänglichem Leben. Das Gedenkblatt, das der König ihr hat aushändigen lassen zum Danke für die dem Vaterlande geleisteten Dienste, hat sie zwar unter Glas und Rahmen gebracht, aber sie wagt es noch nicht, das Bild in der Stube aufzuhängen. Die Wunde

Wenn Gott von uns verlangt, daß wir uns selbst lieben, dann steht er eben voraus, daß diese Liebe in rechtem Maße, in rechter Ordnung sich betätigt; denn wie kann Gott etwas „Unordentliches“ fordern — er, das Urbild jeglicher Ordnung. Daß wir uns aber in geordneter Weise selbst lieben, will er zweifelsohne.

„Schöpfer! Daß ich selbst mich liebe,
kann dir nicht mißfällig sein;
Du, du pflegst ja die Triebe
Tief hinein den Menschen ein!“ (Meßer.)

In jedem Menschen liegt ein unverwundlicher, unausschlagbarer Trieb, sich selbst zu lieben, ein unverwundlicher, unausschlagbarer Trieb, sich ganzes und dauerndes Glück zu verschaffen; jeder Mensch will sich wohl fühlen an Leib und Seele, will von beiden alles Ungemach, alles Drückende, alles Beengende fernhalten: kurz, jeder Mensch sucht für sich ein allseitiges Wohlfühlen — liebt sich selbst. Dieser allgemeine, tiefe Trieb im Menschenherzen muß vom Schöpfer der Menschennatur sein. Deshalb dürfen wir diesen Trieb auch betätigen, natürlich vorausgesetzt, daß diese Betätigung weder gegen göttliches noch menschliches Recht verstößt, weder göttliche noch menschliche Rechte verletzt.

Was uns die Naturanlage sagt, das bestätigt das ausdrückliche Gebot des Erlösers. Er sagt bei Matthäus (22, 39): „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst!“ Er stellt damit für die Art und Weise unserer Nächstenliebe die Selbstliebe als Norm auf, als Richtschnur und Maß. Die Norm aber und die Richtschnur muß wenigstens gerade so fest und bestimmt sein, wie das, was sich nach ihnen richten soll. Der also, der uns die Nächstenliebe in den bestimmtesten Ausdrücken befiehlt, der fordert auch von uns, daß wir uns selbst lieben. Und wenn er das Gebot der Nächstenliebe dem Gebote der Gottesliebe an die Seite stellt, dann steht damit die Selbstliebe auf der gleichen Stufe.

Diese Wahrheit leuchtet übrigens dem Menschen gar leicht ein; die andere aber, daß diese Selbstliebe auch geordnet sein muß, daß auch sie ihre von Gott gezogenen Grenzen hat — das will vielen nicht in den Sinn. Es ist aber, wie ich schon bemerkte, so sicher wie die Tatsache, daß Gott bei Betätigung jeglichen Triebes Ordnung will.

Zwei Kräfte sind in menschlicher
Natur obwaltend: eine, die uns treibt,
Die Selbstliebe, und die andre, die uns hält:
Vernunft. — Wenn jene nicht ein Uebel, nicht
Alles ein Gut die andre. Jede wirkt
Zu ihrem Ziel, das Ganze zu bewegen
Und zu regieren. Da, wo sie gehörig
Zusammenwirken, wirst du Gutes sehen,
Und Böses kommen, wo sie unecht gehen!“
(Bope.)

Die Selbstliebe muß von der Vernunft geleitet sein, dann schafft sie wahres Glück und Wohlfühlen!

Die Vernunft sagt aber: Du mußt zuerst für das Wohl deiner Seele sorgen, weil sie unsterblich ist, dann aber auch für deine irdischen Bedürfnisse, dein zeitliches Wohl.

Die vernünftige, wohlgeordnete Selbstliebe trachtet zuerst nach dem, was wahrhaft glücklich macht, was ewigen Bestand hat, was den Menschen restlos beglückt. Zu Besorgung dessen mahnt uns der Heiland, wenn er sagt: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!“ (Mt. 6. 33.)

Denke du nur meinen Sinn
Auf die wahre Weisheit hin,
Daß ich nicht mein Glück verfehle,
Und selbst das Verderben wähle!
Sich mir, alle meine Pflichten
Recht verstehen, und mit Bedacht
Darauf mein Bestreben richten,
Was mich gut und selig macht!

Was den Menschen gut und selig macht, dafür sorgt die wahre Selbstliebe in erster Linie. Alles aber, was der Ehre Gottes zuwider ist, was der eigenen Seele schadet und was dem Nächsten zum Nachteil ist, sei's an der Seele, sei's an Leib, an Hab und Gut: das zu tun, untersagt die geordnete Selbstliebe.

Muster solcher Selbstliebe waren die hl. Märtyrer, obwohl die Welt sie für Menschen hielt, die sich wider die Selbstliebe am unsinnigsten verkehrten. Um das Kostbarste, was sie hatten, ihre Seele zu retten, gaben sie den Leib zu Qual und Tod hin. Um für diese Seele eine herrlichere Krone zu erwerben, als sie den gewöhnlichen Menschen in Aussicht steht, schreckten sie auch vor den härtesten Peinen nicht zurück. Und gerade in dem, wo sie gegen den Leib lieblos und grausam schienen, darin waren sie gerade dessen treueste Wächter; sie wußten ja, daß auch ihr Leib so all der Marter umso herrlicher einmal erstehen würde. Also: „Tue das Gute, meide das Böse!“ ist die Parole dessen, der seiner Seele in wahrer Selbstliebe angetan ist.

Doch diese Liebe soll sich auch auf den Leib und irdisches Gut erstrecken. Echte Selbstliebe wird nie gegen die Gesundheit des Leibes, gegen die Gaben, die Natur und Gott ihm verliehen, sündigen, sie vielmehr hüten und weiter ausbilden. Echte Selbstliebe wird auch die Güter des Lebens suchen. Inerst, um auch dadurch in den Stand gesetzt zu sein, dem ewigen Ziele umso kraftvoller zustreben zu können. Dann darf sich aber auch die geregelte Selbstliebe um diese Güter kümmern, um eigenes und fremdes Wohl zu fördern, vor allem, um das Wohl derer zu fördern und zu sichern, die uns durch die Bande des Blutes oder sonstiger Verhältnisse verbunden sind.

Die hl. Juliana von Rom ist in Bezug auf die Selbstliebe, soweit sie auf irdisches Gut geht, ein herrliches Vorbild. Sie entsamnte dem vornehmen und reichen Geschlechte der Anicier, dem später Gregor der Große entsproß. Die Heilige war mit einem tugendhaften Manne vermählt, der sie mit dem Glanze und Reichtume der Welt umgab. Diesen Glanz, diesen Reichtum gebraucht sie für sich so weit, als es ihr Mann und ihre Stellung verlangte. Allen Ueberfluß hielt sie aber von sich fern. Dafür waren die Armen in großer Zahl ihre täglichen Gäste; ihnen gab sie mit Liebe und Großmut. So kam es, daß sie unter den Törnern des Reichtums vor Gott wie eine herrliche Blume erblühte. Und ihren Geist teilte sie auch der Dienerschaft mit; denn als sie gestorben, gaben diese alles das, was sie im Dienste ihrer Herrin erworben, den Armen und wickten sich in köstlichen Gemeinden dem Herrn, dem ihre Gebieterin in so wohlgeordneter Selbstliebe gedient.

Ein Ausdruck gleicher christlicher Selbstliebe ist das Gebet des seligen Bruders Klaus von der Fülle:

„O Herr Gott, nimm mich mit!
Gib mich ganz zu eigen dir!
O Herr, Gott, gib alles mir,
Was mich führt hin zu dir!
O Herr, Gott, nimm alles weg von mir,
Was mich trennet je von dir!“

Die geordnete Selbstliebe führt stets auch zu Gott; von ihm trennt aber die ungeordnete Selbstliebe, die Eigenliebe! Sie ist die Todfeindin jeder christlichen Liebe.

Der hl. Thomas nennt sie die „Quelle alles Übels, aus der solange sie fließt, nur Elend und Verderben ausströmt.“ — Die hl. Angela von Foligno schreibt: „Meine Kinder! Es gibt nichts auf Erden, nichts in der Hölle, was ich so sehr fürchte, als die Selbstliebe. Sie bringt tiefer in unseren Geist und unsere Seele ein als ein schneidendes Schwert, um sie von Gott zu trennen und mit tausendfacher Verderben anzufüllen!“ — Vom hl. Franz von Sales ist das Wort: „Nichts ist uns mehr auf dem Tugendwege hinderlich, als die Eigenliebe, die Hochachtung unserer selbst; sie faßt so tiefe, weit auslaufende Wurzeln im Menschenleben und Menschenherzen, daß sie nur mit der größten Mühe und dem größten Fleiße gänzlich ausgerottet werden kann.“

Sie besteht eigentlich in einer großen Geistesarmut, in einer Engherzigkeit des Menschen, die nichts sieht, als was in den leiblichen und geistigen Kreis des einzelnen Menschen hineingeht. Ein geistreicher Mann sagte von ihr: „Es gibt keinen Hund, der so gut darin dressiert ist, seinem Herrn alles zurückzubringen, wie die Eigenliebe!“ Gottes Ehre, des Nächsten Wohl, das ewige Wohl der eigenen Seele lassen den Eigennütigen kalt. Bei allem, was er tut und läßt, steht die kalte, herzlose Frage: „Was nützt mir das jetzt, in diesem Augenblicke, was nützt mir das?“

Ein Sprichwort sagt: „Eigennutz erwirgt den Freund!“ Eigennutz erwirgt alles Edle in dem Menschen, nicht nur den Freund. Und statt glücklich zu machen, macht er in Wirklichkeit unglücklich — nicht nur in der Ewigkeit; nein, schon hier auf Erden. Wer einen Baum um sich zieht, daß nichts von ihm fort kann, zieht damit auch eine Schranke, die nichts zu ihm hinführt. Vor allem aber bindet sich der Eigennütige, der Selbstsuchtige die Leitung ab, die ihn mit der Gnade Gottes verbindet. Damit muß dann die Gottes- und Nächstenliebe in solchen Herzen mehr und mehr erkalten. Aber auch umgekehrt: „Je mehr Gottes- und Nächstenliebe, desto weniger Selbstliebe — je schneller sich ein Wandelstern um die Sonne bewegt, desto langsamer dreht er sich um sich selbst!“ (J. Paul.)

Das sei also zum Schlusse unserer Ausführung über die christliche Liebe der Vorab: „Ich will mich mehr und mehr vom eigenen Interesse, von dem engen Kreise meiner Wünsche losreißen, will mehr und mehr auf das hören, was Gott und der Nächste von mir heischen, damit die Liebe zu ihnen in mir wachse und damit auch meine eigene Seele, mein eigenes Glück, mein eigenes zeitliches und ewiges Wohlergehen!“

Nach von niedriger Eigenliebe,
Höfster, meine Seele frei,
Daß auch unfres Herzens Kraft
Für den Nächsten wirksam sei!
Daß, von Daß und Mißgunst frei,
Nur des Nächsten Wohl uns frei! —
Daß uns fremdes Glück erheben,
Selbst uns dadurch glücklich sehen!“

So laßt denn im Wirken und Gemüt
Das „Ich“ uns mildern, daß das bessere „Du“
Und „Er“ und „Sie“ zum Glück uns bekehrte!
(Nach Berder.)

Vater und Sohn

Von Hanns Gisbert.

Er hatte sich die Hörner abgelaufen, der junge Werner Rodenrich, drüben in dem vielgepriesenen Eldorado der Taugenichtse und Faulenzer, in dem das Gold auf der Erde liegen sollte. Was hatten die Warnungen Wohlmeinender, mit den amerikanischen Verhältnissen Vertrauter genutzt, was die Bitten der Mutter? Wie hundert, wie tausend andere hatte Werner seine Erfahrungen selbst machen wollen, wenn es auch Wände einzu rennen gälte.

Den Segen des Vaters hatte der eigensinnige Bursche nicht mit auf den Weg bekommen. Aber die Gebete der Mutter

hatten ihn gekleidet und ihn vielleicht an den schlimmsten Klippen seiner Abenteuerlaufbahn schließend vorübergesteuert. Toll war es in den ersten Monaten seines transatlantischen Aufenthaltes zugegangen, nachdem Bauernfänger ihm seine kleine Barschaft im Spiel abgenommen. Da hatte er oft im Hasen, wenn er vergeblich um Arbeit gefragt, in das Wellenspiel des unergründlich tiefen Meeres geschaut und sich gefragt, ob ein kühner Sprung ins Ungewisse nicht das beste Ende eines verlorenen Lebens sei.

Das Leichteste, aber nicht das Beste! Der wilde Trost, die überschäumende Kraft, die sich so oft gegen Gesetz und hergebrachte Sitte, gegen die Forderungen des Alltags auflehnte, hatten, hielten dem Hunger, den Entbehrungen die Wagschale, siegten über die schwachmütigen Regungen. Durch! Durch! Roste es, was es wollte! Denn als Schiffbrüchiger, als verlorener Sohn wollte er nicht unter die Augen des stolzen Vaters treten, wenn er sich auch innerlich sagte, daß er mit Freuden als Reutiger aufgenommen würde. Nein, so sollte es nicht kommen; wenn er nicht mit Ehren heimkehren könne, wollte er zeitlebens in der Fremde, im Elend bleiben.

Es kostete ihm alle Kraft seiner jugendstarken Glieder, um in dem gewaltigen Kampfe ums Dasein Sieger zu bleiben. Als Cowboy im Rancho begann er seine Laufbahn, die allmählich zu geachteter Stellung, langsam, langsam zu einem gewissen Wohlstand führte. Nach sieben Jahren führte ihn der Wunsch, die Heimat, die geliebten Eltern wieder zu sehen, über den Ozean mit der ersparten Summe, die in Deutschland ein hübsches Kapital repräsentierte. Auf der langen Dampfschiffahrt fand er Gelegenheit, mit Großkaufleuten vorteilhafte Verbindungen anzuknüpfen, so daß sich für seine Zukunft annehmbare Aussichten eröffneten, die ihm ein Ausreten ermöglichten, wie es der gesellschaftlichen Stellung der Seinen angemessen erschien.

Während der langen Jahre seiner Abwesenheit hatte er nicht nach Hause geschrieben. Zuerst hatten ihn Trost und Scham davon abgehalten; dann war sein Tagewerk so mühsam gewesen, daß ihm Zeit und Ruhe dazu fehlten. Später hatte er sich nicht dazu aufrufen können, und jetzt dachte er es sich so schön, die alten Eltern zu überraschen, von deren Wohlergehen er durch einen Freund unterrichtet war.

Als der Dampfer sich Europa näherte, wurden Nachrichten laut, als ob der Fürstenmord von Serajevo einen Weltkrieg entfesseln könne. Als er in Hamburg landete, war die Kriegserklärung Tatsache. Wie eine Bombe pläzte die Nachricht in die Heimkehrfreude. Krieg nach zwei Fronten! Empörung weckte die Botschaft und wieder Begeisterung. Deutschland, Deutschland, über alles!

Vom Dampfer meldete sich die männliche Jugend zu den Fahnen. Als einer der Ersten Werner. Er hatte sein Jahr bei einem Kavallerie-Regiment gedient und meldete sich als Freiwilliger bei den Husaren. Gerne wurde er genommen. Solche Kerls konnte man brauchen, die mit ihrem Gaul verwaschen zu sein schienen und Strapazen und Entbehrungen nicht scheuten.

Werner schien es, als ob sein guter Stern ihn gerade jetzt in die Heimat zurückgeführt habe. Kämpfen durfte er für das geliebte Vaterland, das ihm so oft das Herz schwer gemacht hatte, kämpfen, und es war nicht anders möglich, für es zu liegen. Wenn er dann dem alten Manne unter die Augen treten würde, konnte er hoffen, entläßt zu sein; und, wenn er fallen sollte, hatte sein Kriegertod alles von ihm abgewaschen, was er den Seinen einst angetan. Was das Schicksal ihm auch bringen würde — sein Bild sollte so dastehen, daß die Eltern sich seiner nicht zu schämen hätten.

Seine erste forderte das Vaterland das Opfer seines Lebens nicht. An manchen hitzigen Gefechten nahm er teil und kämpfte sich sein eisernes Kreuz bei einer kühnen Kavallerie-Ladung. Zweimal wurde ihm das Pferd unter dem Leibe weggeschossen; rechts und links stürzten die Kameraden. Ihn traf keine Kugel; es war, als ob er fest sei.

Sein Regiment wurde von Osten nach Westen kommandiert und wochenlang war die durch einen Freund aufrechterhaltene Verbindung mit der Heimat gestört. Endlich kam Nachricht, daß es in der rheinischen Heimat noch zum Besten stehe, daß der Vater, der hohe Häufziger, der in Friedenszeiten so gerne die Uniform seines Lieblingsregiments, dem er als Hauptmann angehörte, getragen und sich gleich zu Beginn des Krieges als Bataillonskommandant gemeldet habe, nun als aktiver Offizier an die Front berufen sei, daß der Freund mit der Mutter sprechen können und ihr kurz Nachricht von dem Sohn gegeben, der als Ganzer wiederkommen wolle oder garnicht.

Hindenburg brauchte wieder Kerntruppen. In heißem Gefecht zeichnete sich Werner, den die Kameraden den tollen Roderich nannten, aus und wurde zum Bataillonsmeister befördert, zu schwierigen Aufgaben betraut. Auch kühner Ritt brachte ihn in Todesgefahr und rief ihm den Gott seiner Kindheit, die frommen Gebete seiner jungen Jahre, derer er in Sturm und Drang zuweilen vergessen hatte, wieder in Herz und Sinn.

Nach ein paar Tagen wohlverdienter Ruhe sollten wieder Kampftage folgen. Im Feldgottesdienst sprach der ehrwürdige Feldgeistliche segnende Worte, und aus hunderten von Räumern schallten die alten frommen Kirchenlieder über das weite Feld. Da sah Werner plötzlich das Antlitz seines Vaters in Wehmut und Liebe auf sich gerichtet, sah Schmerz und Kummer über seine ersten und doch gültigen Taten stehen. Und ihm war, als ob ihm das geliebte Antlitz etwas zu sagen habe. . . . Sollte es ihm von seinem Soldatentode sprechen? Werner scheuchte die wehmütigen Gedanken fort. Wer diese Tage furchtbaren Völfer-

ringens mitgemacht, war jeden Augenblick bereit zu sterben; und ihm war es der höchste Begriff, sich für ein Großes zu opfern. Der Vater würde nicht um ihn trauern, wenn er in diesem heiligen Kampfe fiel, stolz würde er auf ihn sein.

Ein russischer Kavallerieangriff war im ruhigen, zielsticheren Kleingewehrfeuer deutscher Landwehr, im mörderischen Knattern der Maschinengewehre zusammengebrochen. Ehe die Russen sich besinnen konnten, hatten ein paar deutsche Bataillone ihren rechten Flügel überfallen und zumanken gebracht. Es war ein schweres Ringen gewesen und hatte große Opfer gefordert. Die Verfolgung des Feindes mußte aufgegeben werden, besonders da man eine starke Uebermacht in seinem Rücken vermutete.

Die Infanterie besetzte das Dorf. Verbandplatz, wurden eingerichtet, um den von den Samaritern herbeigebrachten Verwundeten eine erste Hilfe leisten zu können. . . . Patrouillen wurden ausgesandt, um die feindliche Stellung auszukundschaften. . . . Werner Roderich hatte sich freiwillig gemeldet. Er ritt ein stinkes, williges Rosafensied, das jeden Wink seines Reiters begriff und hatte sich ein paar intelligente Soldaten als Begleiter ausgesucht.

Es war dunkle Winternacht, als die Husaren ausritten; aber die Schneefelder leuchteten weiß, daß die Silhouetten der Reiter sich deutlich abhoben. Unweit des Dorfes sahen sie einen verwundeten deutschen Offizier liegen, den die Krankenträger wohl noch nicht gefunden hatten. Im Sturmritt sausten die vier vorbei, warfen dem Verwundeten im Vorüberreiten nur Wolldecken und Feldflasche zu, daß er sich besser vor der Kälte schützen könne.

Die russischen Vorposten gaben Feuer, als die Deutschen das Gehölz vorsichtig zu beschleichen versuchten; sie mußten sich zurückziehen und die Stellung umgehen. Dabei konnten sie die Ausdehnung der feindlichen Macht genau beurteilen. Ein Wäldchen im Norden nahm sie auf; allein sie waren darin gefangen, als der Tag anbrach. Nach allen Seiten schweiften die Russen aus, ahnungslos, daß sie scharfe Beobachter hinter sich hatten. Mit gutem Humor wartete die Patrouille auf die folgende Nacht, um die Heimkehr anzutreten. Vorsichtig fanden sie sich zurück und gaben den Pferden die Sporen, als für die Vorposten im Rücken glaubten. Ein Dugend Schüsse jagten ihnen nach. Dort schlug es gegen Werners Arm und Fuß.

Der Morgen dämmerte schon, als sie sich dem Dorfe näherten. Da lag der Verwundete noch; er hatte sich weiter an die Landstraße geschleppt und in die Decke gehüllt. Werner stieg mit seinen Leuten ab, um nach ihm zu sehen. Da wehrte ihn eine matte Stimme: „Laßt mich heute! Bringt euch in Sicherheit, ich bin ein verlorener Mann!“

Herrgott! Diese Stimme! Werners Knie zitterten. . . . Unmöglich, unmöglich! Und doch. . . . Des tollten Roderich Augen schimmerten feucht, als er sich niederbeugte. Er war es, der Vater. Seine Begeisterung für die heilige Sache Deutschlands hatte ihn aus seinem Amt, aus den Armen seiner Familie zu den streitenden Fahnen des Vaterlandes geführt! Selnem Sohne, den er weit jenseits des Ozeans wähnte, war es vergönnt, sein Retter zu sein.

Das Blut rinnt aus Roderichs Stiefel, rieselt ihm den Arm entlang; aber kein anderer darf dem Vater aufhelfen. Er schwingt sich aufs Pferd, den geliebten Mann vor sich im Sattel. Durch! Im Feldlazarett liegen zwei nebeneinander, und können die Augen und die Hände nicht voneinander lassen. Des Vaters Augen ruhen auf dem Sohne mit dem Ausdruck, den dieser im Traume gesehen. Werner Roderich ist reslos glücklich; dieser Augenblick macht ihm alle Schuld, alle Irrtümer seiner Wanderjahre gut. Und er darf noch etwas für den Vater tun. Beider Wunden sind nicht gefährlich. Aber des Älteren Fleisch auf der Seite, da er Tag und Nacht auf der eisigen Erde lag, ist erfroren; er kann nur hergestellt werden, wenn frisches, gesundes Fleisch von einem jungen kräftigen Körper anstelle des kranken eingesetzt werden kann. Willig bietet der Sohn sich an zum Opfer für den, der ihm das Leben gegeben.

Und daheim weint eine Mutter Freudentränen über ihren Sohn, der verloren war und ihr wiedergegeben ist.

Sendet Euren im Felde stehenden Angehörigen die Rheinische Volkszeitung mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ ins Feld! Das ist die schönste, billigste und inhaltreichste Liebesgabe für unsere Soldaten!

Die Geschäftsstelle nimmt Abonnements zum Preise von 75 Pfg. pro Monat für alle, zum Preise von 25 Pfg. für die Freitagsnummer mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ entgegen.